

Alexa Grassmann

# sie lieben

weil Selbstfindung keine Phase ist

allegria

NEIN

Alexa Grassmann  
**sie lieben**

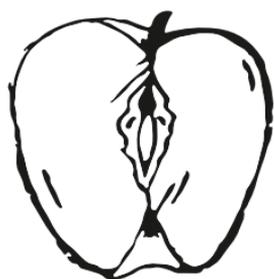


ALEXA GRASSMANN

# **sie lieben**

weil Selbstfindung  
keine Phase ist

allegria



# **Inhalt**

## **Begriffe und Abkürzungen**

9

## **Prolog**

11

## KAPITEL I

### **Ich bin da**

13

## KAPITEL II

### **Aufwachsen in einer Welt voller Heteros**

15

KAPITEL III

**Ford Fiesta**

23

KAPITEL IV

**Geheimnis**

33

KAPITEL V

**Ich war immer zu verklemmt**

49

KAPITEL VI

**Sie**

55

KAPITEL VII

**Phase**

59

KAPITEL VIII

**Alte Werte**

69

KAPITEL IX

**Melaten**

77

KAPITEL X

**Warum noch outen?**

79

KAPITEL XI

**Labels**

85

KAPITEL XII

**Safe(r) Spaces**

95

KAPITEL XIII

**Veränderung**

107

KAPITEL XIV

**Erstes Mal**

115

KAPITEL XV

**Der Morgen danach**

119

KAPITEL XVI

**Angst**

125

KAPITEL XVII

**Bleib**

133

**Anmerkungen**

141

# Begriffe und Abkürzungen

Frauen meint **FLINTA**. Dies dient der sprachlichen Einbeziehung von Frauen, Lesben, inter, nichtbinären, trans und agender Menschen. Denn sie sind alle von sexueller Diskriminierung und patriarchaler Gewalt betroffen.

In einer **heteronormativen** Gesellschaft wird von allen Menschen erwartet, dass sie cis und hetero sind. Die vorherrschende Geschlechterordnung verknüpft einen als weiblich klassifizierten Körper mit als weiblich klassifizierten Persönlichkeitsmerkmalen sowie Verhaltensmustern und einem auf Männer gerichteten Begehren.

**Queer** verwende ich als Überbegriff für alles, was nicht heteronormativ beziehungsweise nicht cis-hetero ist.

**Cis**-Personen beschreibt alle, deren Geschlechtsidentität mit dem ihnen bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht übereinstimmt.

**trans** Personen identifizieren sich nicht mit dem Geschlecht, das ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde.

**WLW** steht für woman-loving-woman.

**LGBTQIA\*** steht als inklusive Abkürzung für alle, die sich als lesbisch, schwul, bisexuell, transgender, queer, inter- und asexuell identifizieren. Das \* steht für weitere sexuelle Orientierungen, die in der Aufzählung keinen Platz finden.

# Prolog

Ich habe immer nach Identifikationsfiguren gesucht. In dieser Welt, in der es unzählige Geschichten gibt wie meine. Im Verborgenen, nicht erzählt. Beiläufig und wichtiger denn je, will ich den Fokus auf diese kleine, meine Geschichte legen.



## KAPITEL I

# Ich bin da

Ich will gerade gehen, als sie mich anspricht. Sich von mir verabschiedet, als wären wir alte Bekannte. Ihre kurzen blonden Haare glänzen im roten Licht und umrahmen ihr Gesicht, das von einer Mischung aus Selbstbewusstsein und herausfordernder Kühnheit geprägt ist. Ihre Augen funkeln. Der Drang von rhythmischer Musik durchdringt die Luft, während sich Menschen an uns vorbei über die enge Treppe nach unten schlängeln. Zwischen dem leisen Klirren von Gläsern und dem Summen von Gesprächen überlege ich, ob ich sie kenne oder sie mich. Die Szene ist klein, Köln ein Dorf. Es gibt eine einzige queere Bar – und die ist nicht nur Anlaufstelle für meine Freundinnen und mich, sondern für Menschen aus dem gesamten Umkreis.

»Ich bin übrigens Alexa«, stelle ich mich vor und strecke meine Hand aus.

## KAPITEL II

# **Aufwachsen in einer Welt voller Heteros**

Die fünfjährige Alexa wollte unbedingt Fußball spielen, so wie ihr Zwillingsbruder. Bei den Bambinis wurden keine Unterschiede zwischen Jungs und Mädchen gemacht, ich wurde am gleichen Standard gemessen und war eins von zwei Mädchen unter zwanzig Jungs. Ich fuhr bei Mitspielern und später bei Mitspielerinnen mit zu Fußballspielen, um in einem zu großen Trikot auf Aschenplätzen rechts außen um die Wette zu rennen. Trotz des breiten Stirnbands fielen mir meine dunkelblonden Haare ins Gesicht und störten mich. Meine Knie waren oft blutig aufgeschürft, ich mochte die Narben, die da-

durch entstanden. Auf dem Platz wollte ich mich beweisen. Nach dem Spiel kamen wir im Kreis zusammen, und mein Trainer, vollbäuchig mit schwarzem Schnurrbart und pechschwarzen Haaren, sagte in die Runde: »Nehmt euch ein Beispiel an Alexa. Wenn sie fällt, steht sie einfach auf, als wäre nichts passiert«, und lächelte mir zu.

Der Anspruch auf Unabhängigkeit wurde mir in die Wiege gelegt, könnte man sagen. »Jeder ist für sich selbst verantwortlich«, ein Leitspruch in meiner Familie. Wir fuhren nach Südfrankreich, das Auto voll Gepäck, Fahrräder teils auf dem Dach, teils im Auto, zwischen meinem Bruder und mir Radspeichen. Ziel war ein Campingplatz an der Côte d'Azur mit jeder Möglichkeit für sportliche Aktivität im Schutz des Pinienhains.

Meine Mutter trat morgens in Radkleidung aus dem Mobilheim, heute würde es als »Tiny House« durchgehen, und verkündete: »So, wer mitwill, kommt mit.« Bereit für siebzig Kilometer im selbst ernannten Radfahrer-Mekka. Mal verschwanden meine Eltern für drei Stunden, mal über Nacht.

Dieses Mal waren sie in die Dämmerung geraten, und an einem steilen Abhang war ein Durchkommen mit den Mountainbikes unmöglich, also

legten sie sich an den Waldrand, deckten sich zu mit einer Landkarte und froren, bis sie bei Morgen grauen den Weg zurückfanden. Für mich gehörten diese Abenteuer irgendwie dazu, der mir vorgelebte Mut war mein Vorbild. Ich wollte selbst raus aufs Meer, auf einem geborgten Surfboard, und blieb manchmal so lang, bis ich merkte, dass die Strömung übernommen hatte und ich abgetrieben war. Leichtsinnig malte ich mir aus, wie es wohl wäre, woanders an Land zu kommen und dort ein neues Leben zu beginnen.

Mit dem Kanu auf dem Dach fuhren wir zu mal mehr, mal weniger aufgewühlten Flüssen, um dort mit dem Kanu einzusetzen und uns zwischen schilfgesäumten Ufern und dichtem Wald mit kräftigen Durchzügen fortzubewegen. Eine weitere Person fuhr die Strecke zeitgleich mit dem Fahrrad. Der Versuch, meinen Bruder und mich zum Mitkommen zu überreden, gelang nicht immer. Lieber blieb ich zu Hause allein.

Alleinsein war mein Refugium, keine Geräusche, keine Pflichten, keine Erwartungen von außen. Ich schrieb in mein Tagebuch, drei hatte ich schon gefüllt, las und aß rohen Kuchenteig und Müsli mit einer extra Tafel Schokolade, zerkleinert, die perfek-

te Ergänzung zu dem schon übersüßen Müsli. Ich liebte Treffen mit mir selbst, meinen CDs und meinen Beobachtungen.

In der Grundschulzeit lernte ich Ronja kennen, die ihrer Namensvetterin Ronja Räubertochter verblüffend ähnlich war, die auf einem Hängenetz in der Luft schlief und zwischen den Wohnungen ihrer Eltern wechselte. Ihr dunkles Haar fiel lang und ungekämmt über ihre Schultern und zierte ihr zartes, aber oft entschlossenes Gesicht. Ronja war mutig und unerschrocken, und als wir unsere geteilte Liebe fürs Schreiben entdeckten, entwickelte sie sich schnell zu meiner engsten Freundin, der ich aus meinem Tagebuch vorlas und sie mir aus ihrem, mit der ich raus auf Felder ging und parallele Lebensrealitäten besprach.

Auch wenn die Familie zusammenkam, beobachtete ich. Es wurde diskutiert, über politische Ereignisse und Figuren – weniger über Gefühle, das eigene Aufwachsen oder Beziehungsformen. Die Beziehungen, die in meinem engsten Umfeld gelebt wurden, nahm ich als kaum körperlich wahr. Verbindende Elemente waren die Leidenschaft für den Sport, die gemeinsamen Aktivitäten, der Le-

bensgeist. Ich nahm das als Beziehungskonzept an, eine eigene hatte ich ja nie geführt.

In mir wuchs ein Begehren nach Offenheit und Aussprechen von vermeintlich Verbotenem, von Gefühlen, die nicht als positiv empfunden wurden.



Interesse an Partys hatte ich als Fünfzehnjährige nicht. Ronja war umgezogen, und ich blieb gerne zu Hause. In meinem Zimmer unter der Dachschräge las ich Maya Angelous Gedichte und Romane, die mich mit ihrer Willensstärke inspirierte. In *I Know Why the Caged Bird Sings* (dt. *Ich weiß, warum der gefangene Vogel singt*) erzählte sie von ihrem Aufwachsen im ländlichen Süden der USA, Übergriffen in Kinderjahren und ihrer Schwangerschaft als Jugendliche. Ein Jahr ihrer Kindheit verbrachte sie schweigend – aufgrund ihrer Erfahrungen – und schrieb stattdessen. Ich sah ein Interview, in dem sie aus der Komödie *Heautontimorumenos* (dt. *Der Selbstquäler*) des Dichters Terenz zitierte: »*Homo sum, humani nihil a me alienum puto.*« »Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches kann mir fremd sein.« Die Worte ließen mich über die Essenz un-

seres Verständnisses füreinander nachdenken. Was würde ich tun, wäre ich anders sozialisiert oder würde in einem anderen Körper stecken? Damals wusste ich nicht, dass mich dieser Appell an die Empathie bis heute begleiten würde.

Wenn ich nicht las, tauschte ich mich über Twitter mit Menschen auf der anderen Seite der Welt aus. Isa Hernandez war ein Jahr jünger als ich und kam aus Guatemala. Marina war ein Jahr älter und lebte in Florida. Uns verband ein Crush auf Ellen Pompeo, den wir alle erst Jahre später als solchen erkannten. Da drüben in Amerika, im mir weit entfernten Los Angeles, lebte auch Ellen DeGeneres, die einzige mir bekannte öffentlich lesbische Frau. Und, kurz nachdem Kalifornien 2008 die gleichgeschlechtliche Ehe möglich machte, auch die erste mir bekannte offiziell mit einer Frau verheiratete Frau. Nachts blieb ich oft chattend wach, um der Zeitdifferenz entgegenzuwirken, morgens war ich müde.

In der Schule traf ich auf Freundinnen, die mir von betrunkenen Nächten in Kölner Clubs berichteten, in denen sie auf dem Klo erwischt wurden. Es fiel mir schwer, mich in sie hineinzusetzen, ich empfand Mitleid, dabei waren es selbstbestimmte

Handlungen meiner Freundinnen, und aus mir sprach meine internalisierte Misogynie. Auf keiner Party anzutreffen, gehörte ich zu denen, die in der Pause allein oder inmitten von Gruppen, in denen sie niemand so richtig kannte, saßen. Dabei, aber nicht dazugehörig.